

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 224.

Mittwoch, 26. August.

1931.

... Achtung ... , ... Banffrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Winderer.

(27. Fortsetzung.)

Es war keine Zeit zu verlieren. Knapp eine halbe Stunde, bevor die belgische Staatsanwaltschaft die beschlagnahmte Leiche Chiari abholen ließ, traf Spoeker in der Wohnung Madame Meuniers ein.

Der kleine junge Polizist saß noch immer bei der Leiche im Mordzimmer — sehr zum Schaden seines Teints, der darunter sichtlich litt.

„Armer Junge“ bemitleidete ihn Spoeker, ein-tretend. „Haben Sie dich noch nicht abgelöst?“

Der Polizist schüttelte sich. „Es ist grauenhaft.“

„Ich habe aus Versehen meine Tasche hier liegen lassen“, erklärte Spoeker, sich umsehend. „Ah — da liegt sie ja noch. — Aber, — da fällt mir ein, — magst du nicht einen Augenblick Lust schnappen gehen? Ich warte hier so lange.“

„Ich darf doch nicht“, zögerte der Polizist.

„Unsinn“, half ihm Spoeker, „lasse dir deswegen keine grauen Haare wachsen. Beeile dich ein wenig. Trinke einen Kognak und komme gleich zurück.“

Der Mann zögerte immer noch. Verlegen sah er auf den Toten nieder. „Ich weiß nicht...!“

„Geh' nur, geh'“, drängte Spoeker und setzte sich gemächlich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch nieder. „Wenn jemand kommt, sage ich, du seist zur Toilette gegangen.“

Endlich ging der Polizist. Raun hatte sich die Türe hinter ihm geschlossen, als Spoeker aufsprang und den Schlüssel ins Schloß drehte. Hastig und doch mit aller Sorgfalt begann er den Raum zu untersuchen. Die eigentümliche Bewegung Chiari bei seinem Eintritt war ihm nicht entgangen. Hier am Schrank hatte sich der Junge gebückt — Spoeker kniete nieder — da waren Papierschnitzel. Er hob einen auf: er war beschriebenen. Rasch, so schnell er konnte, legte Spoeker die vielen kleinen Stücken Papier zusammen und schob sie in seine Tasche. Keine Sekunde zu früh. Schon hörte er die Schritte des zurückkommenden Beamten, als er gerade noch die Türe aufschließen und sich mit unverfänglicher Miene wieder an den Schreibtisch setzen konnte.

„Du kommst schnell zurück, mein Junge“, lächelte ihn Spoeker an. „Hast du keine Destille gefunden?“

„Ist was passiert inzwischen?“, fragte der Polizist hastig, den sein schlechtes Gewissen zur schnellen Rückkehr gezwungen hatte.

„Glaubst du, daß mir der Tote etwas erzählt hätte?“, fragte Spoeker und lachte leise. Dann stand er auf.

„Ich gehe jetzt“, meinte er freundlich, „wünsche dir, daß du bald fertig bist.“ Der Polizist nickte betrübt.

„Scheußliche Sache“, murmelte er.

Der Hausierer nahm den Tragriemen seiner Ledertasche über die Schulter und ging.

Lange noch brannte an diesem Abend das Licht in der kleinen, abgelegenen Wohnung Spoekers.

Manchmal, nur zweimal in der Woche, oft aber auch jeden Abend, funken die großen internationalen Polizeifunkstationen ihre Berichte in den Äther, nicht selten zum Ärger braver Radiohörer, denen das ein-

(Nachdruck verboten.)

tönige tieft... tieft... der Morzeichen einen schmalzigen Tango stört.

Auch heute war Hochbetrieb und niemand dachte an die im Interesse der Radiohörer eingeschaltete Funkstille von zwei Stunden. Brüssel sandte dringende Telegramme über die Ereignisse in der Rue de Jeumont mit genauen Personalbeschreibungen, Tatbestand und Personalien. Knapp eine Viertelstunde später sandte bereits Frankfurt am Main über die Zentralfunkstelle der deutschen Kriminalpolizei in Berlin die Antwort:

„Sd... Sd... dringend... selbstmörder Chiari Umberto hier flüchtig unter mordverdacht... beschlagnahmung aller vorgefundenen papiere dringend erforderlich... Savary rene hier nicht bekannt... verhaftung erwünscht... kriminalkommissar weiß unterwegs nach brüssel... kripo frankfurtmain.“

Kurze Zeit später funkte London. Der belgische Junter im Brüsseler Justizgebäude übersehte das Telegramm, nicht wenig erstaunt.

„verhaftet sofort Savary... dringend der teilnahme an italiaangelegenheit verdächtig... fingierte hier in der deutschen gesandtschaft beauftragten kriminalbeamten in gleicher angelegenheit unter namen neubeder... ausführlicher bericht folgt... kripo london-city.“

Die Akten Savary-Chiari (Brinis) des jungen belgischen Untersuchungsrichters van der Ghinst — ein Flame — nahmen bereits am ersten Tag einen erheblichen Umfang an.

Mit dem ersten Brüsseler Telegramm in der Tasche, war Kommissar Weiß sofort auf das belgische Konsulat in Frankfurt am Main geeilt. Wenige Minuten später hatte er das Visum zur Einreise.

Noch am gleichen Abend bestieg er den FD nach Ostende. Er befand sich in fieberiger Spannung. Seinen Vorgesetzten hatte er telephonisch Mitteilung gegeben, — der Major hatte erst etwas Unverständliches vor sich hin gebrummt, dann aber doch die Erlaubnis erteilt.

Weiß legte den spannenden Kriminalroman, den er sich in der Halle des Frankfurter Hauptbahnhofes für die lange Nachtfahrt gelaufen hatte, unglücklich zur Seite. Seine Nerven waren zu erregt, als daß er jetzt hätte lesen können. Er rauchte ein paar Zigaretten und sah durch das Fenster, vor dem die Nacht schwarz und undurchsichtig vorüberglitt.

Dann später schlief er ein. Die Anspannung der letzten Wochen machte sich geltend. So merkte er nicht, wie die Zeit verging.

Erschrocken fuhr er auf, als ihm in Nachen der die Pässe revidierende Beamte auf die Schulter klopfte.

„Wer da?“ fuhr er hoch.

Der Beamte lachte.

Später dann noch die Zollrevision. Jetzt war Weiß wieder wach. Er stand auf und reckte die vom Schlafen und unbequemen Sitzen steif gewordenen Glieder. Die Zigarette schmeckte nicht. Er hatte das peinliche Gefühl, schmutzig und bestaubt zu sein. Er wünschte sich nicht mehr, als daß diese Fahrt zu Ende sei.

Wagnend war er auf den Seitengang des Waggons getreten und sah auf den Bahnsteig hinaus. Ein Boy fuhr Zeitungen und heißen Kaffee vorbei. Weiß riß das Fenster auf und ließ sich Kaffee geben. Wie wohl tat das heiße Getränk, — obwohl es die Existenz von richtigen Kaffeebohnen nur vom Hörensagen kannte.

Als Weiß sich umwandte, um in sein Abteil zurückzukehren, stuchte er. Neben ihm, am nächsten Fenster des Ganges, lehnte eine Dame, die ihm bekannt vorkam.

Nach kurzem Zögern trat er auf sie zu.

„Habe ich nicht das Vergnügen . . .“

Ein wenig Unterhaltung wäre ihm jetzt sehr gelegen gewesen.

Ein blaßes Gesicht wandte sich ihm zu.

„Gewiß, Herr Kommissar. Reisen Sie dienstlich?“

Frau Marianne Chiari lächelte unmerklich.

„Sie — gnädige Frau?“, fragte Weiß bestürzt.

„Welch ein Zufall.“

„Ja, ich,“ nickte sie. „Trotzdem die Presse Ihnen doch angeraten hatte, auch mich zu verhaften. Sie sind sträflich leichtsinnig, Herr Kommissar.“

„Ich gestehe es selbst,“ nickte Weiß, „aber hoffentlich ist Ihre Verhaftung jetzt nicht mehr erforderlich. Ich denke gerade jetzt noch die letzten Schritte in dieser mysteriösen Angelegenheit zu tun.“

„Hier in Belgien?“

„In Brüssel, gnädige Frau.“

„In Brüssel?“ Frau Marianne wußte nicht, warum ihr gerade Brüssel so unangenehm dünkte.

„Ich fahre auch nach Brüssel,“ sagte sie, um etwas zu sagen.

„Herrlich.“ Weiß war begeistert. „Erlauben Sie mir, daß ich umziehe und mich in Ihrem Abteil niederlasse?“

Frau Marianne sah ihn vorsichtig an.

„Aber gerne, Herr Kommissar.“

Seine Augen strahlten.

Wesentlich schneller als bisher verging die Zeit für den Rest der Fahrt. Frau Marianne und der Kommissar plauderten über dies und das und stillschweigend vermieden beide, das Thema zu berühren, das sie beide zweifellos am stärksten interessierte. Kommissar Weiß fand diese Frau einfach entzückend und den Gedanken einer Teilnahme ihrerseits an dem Verbrechen völlig absurd. —

Vor dem Bahnhof in Brüssel trennten sie sich.

„Wenn ich Ihnen hier in irgendeiner Weise behilflich sein kann, gnädige Frau, — ich werde wohl in der deutschen Gesandtschaft wohnen — bitte, wenden Sie sich ruhig an mich. Ich will Ihnen gerne helfen, soweit ich das vermag,“ sagte Weiß, ihr galant die Hand küßend.

„Ich wußte nicht . . .“ lächelte Frau Marianne. Und wußte wirklich nicht, wie schnell sie den deutschen Kommissar wiedersehen sollte.

Marianne winkte eine Taxe herbei und nannte das Hotel, wo sie René Savary verlassen hatte. Es war noch früher Morgen.

„Fahren Sie rasch!“ bat sie den Chauffeur.

Der Portier eilte, ihr den Schlag zu öffnen.

„Ist Herr Savary im Hause?“ lautete ihre erste Frage. Der Portier schüttelte verneinend den Kopf.

„Nein, Madame, Herr Savary ist nicht im Hause. Wollen Sie zu Ihrem Zimmer hinauffahren? Herr Savary hat beide Räume behalten.“

„Wo ist Herr Savary? Hat er nichts für mich hinterlassen?“ fragte sie hastig, die letzten Worte des Portiers überhörend.

„Nein, Madame,“ bedauerte der Mann höflich, „Herr Savary ging an dem gleichen Vormittag, an dem Sie abfuhren. Er ist seitdem nicht zurückgekommen.“

„Er ist . . . nicht zurückgekommen?“ Marianne stand fassungslos am Tisch des Portiers.

„Wie ich Ihnen sage. Darf ich um ihren Koffer bitten?“

Willenlos ließ sich Frau Marianne das Gepäck aus der Hand nehmen. Ohne zu einem klaren Denken zu

kommen, folgte sie dem Boy in den Lift und in ihr Zimmer. Wo war René?

Vergebens suchte sie, als sie dann allein war, nach einem Abschiedsgruß, einem Zeichen, — nach ein paar Zeilen, die dieses Fernbleiben rechtfertigen würden. Nichts. Wie René vor ein paar Tagen, so stand sie jetzt am Fenster und starrte in den schmuggigen Hof hinunter, auf die blanken, nackten Wände der benachbarten Hinterhäuser, — im Reiselabd, wie sie war, in Hut und Handschuhen ließ sie sich auf die Chaiselongue nieder, in dumpfes, verzweifelteres Brüten versunken.

Vielleicht war ihm etwas zugestoßen? Aber dann hätte man doch wahrscheinlich das Hotel benachrichtigt. Vielleicht hatte ihn ihr Brief verlegt und er war gegangen — für immer? Frau Marianne preßte ihr Taschentuch gegen die Lippen, um ein Schluchzen zu unterdrücken. Was war mit René?

Oder — — ein furchtbarer Gedanke stieg in ihr auf — — hatte der Kommissar nicht gesagt, daß er in der Italiaangelegenheit nach Brüssel fahre? Mein Gott, — und — — war René damals im Flugzeug nicht so seltsam zusammengebrochen, als er die Zeitungsmeldung von der Ermordung des Portiers gelesen hatte? Welche Zusammenhänge bestanden da? Warum erschrak er so heftig, als er Umberto Chiari erkannte? Warum scheute er sich vor einer Rückkehr nach Deutschland? Warum hatte er sie so oft in London allein gelassen und sich mit Geschäften entschuldigt? Einmal hatte sie ihn — durch Zufall — aus der deutschen Gesandtschaft in London kommen sehen und kaum erkannt in dem uneleganten Rodenmantel, den sie an ihm nicht kannte.

Marianne stützte den Kopf auf und grübelte. Welch häßliche Gedanken. Sie dachte an René, . . . seine liebe Art, sein Wesen . . . er sollte der Mörder des Italiaportiers sein . . . ?

Und doch. Konnte nicht ein unglückseliger Zufall sein Spiel getrieben haben? Marianne schrie leise auf, als sie diesen furchtbaren Gedanken zu Ende dachte. Sie biß sich in die eigene Hand — stand auf, lief hin und her, wie eine Gefangene. Das alles war so grauenhaft, so unausdenkbar.

Plötzlich durchzuckte sie ein Einfall. Sie wollte Klarheit haben. Jetzt — sofort. Hatte nicht Weiß versprochen, ihr behilflich zu sein? Vielleicht konnte er ihr helfen?

Raum eine Viertelstunde, nachdem sie angekommen war, fuhr sie wieder davon.

„Sollte Herr Savary inzwischen kommen, dann bitten Sie ihn, daß er auf mich wartet,“ sagte sie noch, ohne viel Hoffnung, zu dem Portier, dessen undurchdringliches Gesicht keine Regung verriet.

In der deutschen Gesandtschaft empfing man sie sehr höflich. Ein Angestellter versprach, sofort nach Kommissar Weiß zu sehen. Es dauerte eine Weile, bis der Beamte zurückkam.

„Es tut mir sehr leid, gnädige Frau!“ sagte er liebenswürdig. Kommissar Weiß ist soeben zur belgischen Polizeibehörde gefahren, wegen der Aufklärung dieser Mordsache Chiari-Savary,“ setzte er gesprächig hinzu.

Und bemerkte zu seinem Erstaunen, daß die fremde Dame in diesem Augenblick das Bewußtsein verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Spruch.

Von Karl Erik Mämer.

Wenn für jedes böse Wort,
Das doch fällt bald hier und dort,
Fiele stets ein Goldstück gleich,
Ach, wie wäre Deutschland reich!
Sagt euch doch ein liebes Wort,
Bessert hier und spendet dort!
Trodnet Schmerzenstränen gleich!
Dann ist Deutschland wahrhaft reich!

Jangyn war.*)

Von Hugo von Höller.

Wer längere Zeit in dem alten, vortriebszeitlichen Konstantinopel gelebt hat, dem wird noch heute das „Jangyn war“ in den Ohren klingen. Zum mindesten wird er den unmelodischen Ruf im Geiste wieder hören, wenn er daran erinnert wird. Es gehörte als selbstverständlich zum damaligen Nachtleben in Konstantinopel, ein oder mehrere Male durch den langgezogenen Ruf der Bettstisch (Nachtwächter) „Jangyn war“ aus dem Schlafe geweckt zu werden. Eine Nacht, in der dieser Ruf nicht erklang, war eine große Seltenheit. Wenn schon die Menschen sich allmählich an diese nächtliche Ruhestörung gewöhnten, so doch niemals die Hunderttausende von herrenlosen Straßenhunden, die jedesmal durch vielstimmiges Geulen den Nachtwächter bei seinen Rufen unterstützten.

Auf der Spitze des höchsten Turms von Konstantinopel, am Serrasklerat (Kriegsministerium) in Stambul, befand sich die aus einer Anzahl von Läufern in roten Jacken bestehende Feuerwache. Sobald nun von hier aus ein Brand bemerkt wurde, rasten diese roten Läufer durch die Straßen von Stambul, über die beiden Brücken nach Galata, Pera und allen anderen Stadtteilen, um den unzähligen Bettstisch Kenntnis zu geben von dem Ausbruch des Feuers und dem Stadtteil, in dem es brannte. Dann setzte der von den Bettstisch und Straßenhunden ausgeführte Lärm ein. Bis die reguläre und die irreguläre Feuerwehr am Brandplatz erschien, war das brennende Haus und oft auch schon die Nachbarhäuser längst ein Opfer der Flammen geworden.

Der in einem Steinhaus in Pera wohnende Westeuropäer kummerte sich um den gewöhnlichen Feuerlärm überhaupt nicht, wenn es nicht gerade in seinem Viertel brannte. Und auch dann nur, wenn das Feuer in seiner nächsten Nähe aufgetommen war. Die in Pera wohnenden Kaufleute, die ihre Büros, Lager und Depots in Stambul oder Galata hatten, horchten wohl auf, um zu erfahren, ob es in der Nähe ihrer Geschäftshäuser brenne. War dies nicht der Fall, so schliefen sie ruhig weiter. Im allgemeinen stand der Aufwand an Feuerlärm im umgekehrten Verhältnis zu dem Interesse, das er erweckte.

In den alten Stadtteilen, wo fast nur ausgetrocknete Holzhäuser die engen Straßen einsäumten, wüteten zeitweise verheerende Feuersbrünste, die oft während mehreren Tagen und Nächten unzählige Wohnungen vernichteten und manche Menschenopfer forderten. Ich entsinne mich des furchtbaren Brandes in Stutari, wo innerhalb von achtundvierzig Stunden viele tausende von Häusern ein Raub der Flammen wurden. Ich wohnte damals auf einem erhöhten Punkt in Pera, und konnte von meinen Fenstern aus das Umliegende des entseelten Elements verfolgen. Als in der Nacht der Bettstisch „Jangyn war“ gerufen hatte und bald darauf hinzugefügt „Askabarda“ (in Stutari), drehte man sich auch im Bett herum und schlief ruhig weiter. Erst am nächsten Morgen überfiel man die furchtbaren Zerstörungen, die das immer weiter um sich greifende Feuer anrichtete. Dasselbe war einige Jahre später der Fall, als im Zentrum von Stambul mehr als zehntausend Häuser, türkische Konats und Harems, Bibliotheken, Moscheen und a. m. durch Feuer zerstört wurden, und viele Menschen, besonders türkische Frauen und Kinder, die im Unverstand ihren Besitz nicht verlassen wollten, mit verbrannten. Als unbeteiligter Zuschauer beobachtete man die Katastrophe wie ein grausig schönes Schauspiel, empfand auch Mitleid mit den Opfern, aber näher ging es einen ja nichts an.

Es kam aber auch vor, daß ein Brand einmal näher bei der eigenen Wohnung ausbrach und einem die sonstige Gleichgültigkeit dagegen mit drohenden Flammen austrieb. In einer Nacht, als mich wieder einmal das „Jangyn war“ aus dem Schlafe weckte, hörte ich zugleich Menschenstimmen unter den Fenstern meiner Wohnung. Als dann der Bettstisch seinem Alarmruf hinzufügte „In Pera“ und sogar meine Straße nannte, sprang ich doch aus dem Bett, trat auf den Balkon und sah sofort, daß im Nebenhause Feuer ausgebrochen war. In wenigen Minuten war ich angelleidet und lief auf die Straße hinunter. Ich wohnte damals im Eckhaus der Grande rue de Pera und einer Nebengasse. In dieser letzteren brannte es in dem Hause, das an meine Wohnung stieß. Eine Menge nächtlicher Lebewesen, die wohl zum größten Teil alle Veranlassung hatten, das Tageslicht zu scheuen, hatte sich bereits vor dem brennenden Hause eingefunden, schrie und lärnte durcheinander und wartete nur auf einen günstigen Moment, um aus dem von seinen Bewohnern verlassenen Hause zu räubern und zu plündern, was dort im Stich gelassen worden war. Ich will nicht behaupten, daß ein Europäer, der von der Natur mit einem besonders imponierenden Körperbau ausgestattet war, besondere Achtung bei dem Gesindel der Metropole am Bosphorus genoß, es war vielmehr nur die Furcht vor dem körperlich und geistig Überlegenen, der sich auch nicht lange zierte, von seinem Revolver Gebrauch zu machen, die ihn unbedingt den Vortritt einräumte. So machte man auch mir in diesem Falle Platz, als ich mir einen Weg durch die Menge bahnte, um an die

*) Wörtlich Feuersbrunst ist vorhanden.

Tür des brennenden Hauses zu gelangen. Hier lag ich eine halbe Stunde lang in der Hand der Menge, die in wahnsinniger Angst um ihr Baby jammerte, das sie, als sie im ersten Schreden aus dem Bett gesprungen und hinunter gelaufen war, oben zurückgelassen habe. Alles schrie durcheinander, aber niemand wagte sich in das Haus hinein, aus dem dunkle Rauchschwaden herausströmten. „Wo ist das Kind?“ fragte ich die sich wie wahnsinnig gebärdende Frau. Mit Mühe und Not erfuhr ich, daß sie eine Treppe hoch in dem ersten Zimmer links mit dem Kinde geschlossen habe. Ich sah, daß zwar aus dem rückwärtigen Teil des Hauses starker Rauch nach vorn drang, daß aber die Treppe noch außerhalb des Bereichs der Flammen lag. Kurz entschlossen sprang ich die Treppe hinauf, fand auch die Tür links, das Zimmer aber war bereits mit Rauch gefüllt. Ich warf mich auf den Fußboden, trotz zum Fenster und schlug dies ein, um für den Rauch einen Abzug zu schaffen. Dann suchte ich nach dem Kinde, fand es aber nicht. Als ich enttäuscht den Rückzug antreten mußte, weil die Flammen bereits an der Treppe züngelten, war die jammende Mutter verwundet. Man hatte ihr gesagt, daß ihr Gatte das Kind bereits in Sicherheit gebracht habe, noch bevor sie gestürzt war.

Seit dieser Nacht schenkte ich dem Ruf „Jangyn war“ mehr Aufmerksamkeit als bisher.

Das holde Gegenüber.

Von Julius Kreis.

Vom Essen.

Woher kommt es doch, daß alle Menschen im Eisenbahnzug — kaum, daß die Räder rollen — heißhungerig werden? Noch hat der letzte Wagen die Bahnhofshalle nicht verlassen, da stürzt die Frau mir gegenüber wie der Tiger auf das Kalb, auf ihren Koffer, reißt ihm den Bauch auf und wühlt in seinen Eingeweiden. Erbarmungslos wird dem Mitreisenden Einblid geboten in die Intimitäten des Nachlagers, Flanellärmel baumeln über den Kofferrand, Haarbürste und Kamm quellen zwischen zermatschten Birnen aus der Tiefe und da angeln die Finger auch schon ein halbzersetztetes Ei und eine noch leidlich erhaltene Buttermarmelade aus einer zerknitterten Pappschachtel.

Aufatmend wie ein vom Tode des Verschmachtens gerade noch Erretteter, macht sich's dann die Frau in der Ecke bequem, den Koffer auf dem Schoß und schindet dem Ei die zerdrückte Schale ab. Dann aber, jäh vom Geiste erleuchtet, kramt sie wiederum im Koffer nach einem Tüchlein Salz, und als auch dieses, gereinigt von Sicherheitsnadeln und Wollwutzelin gebrauchsfertig ist, hebt das Tafeln an und das halbweiche Ei wird mit equilibristischer Geschicklichkeit in den Mund verfrachtet. — Nichts wirkt so antedend als das Essen im Eisenbahnzug. Leute, die den Wagen noch knüppelvoll vom Frühstück oder Mittagessen haben, erinnern sich angesichts der essenden Frau sofort an ihre Wurststulle, an ihr Käsebrot, an ihre Schokoladentafeln im Koffer, an Thermosflaschen mit Kaffee und Tee, an Äpfel, Pfäfen und Schmalzknudeln, und nach wenigen Minuten rascheln überall fettige Papiere, türkische Zähne in altbackene Semmeln. In der Eisenbahn wird das Essen nicht nur gegen Hunger, sondern auch gegen die Langeseweile geübt, und es gibt Leute, deren reger Geist über den Kofferproviand hinaus an jeder Schnellzugstation mindestens zwei Paar Wiener Würstel verlangt, um beschäftigt zu sein.

Vom Lesen.

Wenn aber der Wagen nicht mehr mag und sich angewidert von einem halbangefauten Apfel wendet, dann ist die Stunde des Buches, der Lektüre, der Bildung gekommen. Für nicht wenige gebildete Zeitgenossen ist die Eisenbahn die einzige Stätte, in der man ein Buch liest. Auch die beiden Damen gegenüber nehmen jetzt aus einer Gedächtnistafel einen Schmöker heraus. Die mit dem Bubikopf hat es schon heraus, daß zu dem schönen neuen Lederkoffer auch ein seriöser Autor gehört — und liest, weiß der Himmel, welcher ideologische Verehrer es ihr augenblicklich hat — Gobineaus „Renaissance“. Die Freundin, die doch ohne Lederkoffer, mit Korbtafeln reist, gibt's billiger. Sie darf lesen, was ihr gefällt, und sie verfolgt voll Anteil die Schicksale des Reiters Harro v. Wutenthin, die ihr in einem schönen Merkbuch präsentiert werden. Es heißt: „... Die am Leben leiden.“ Nach einer halben Stunde Blätterns legt der Bubikopf die „Renaissance“ beiseite und schießt begehrtlich nach Harro v. Wutenthin. — Um die letzte Nummer einer „Illustrierten Zeitung“ gäbe sie gern den gesamten Gobineau samt seiner langwierigen Renaissance. Es ist überhaupt furchtbar langweilig, sich eine aparte Bildung anzueignen. — Da hat's die dicke Dame, die als erste das Futtertischsignal gegeben hat,

besser. Die braucht sich nicht an ferliche Vettüre zu halten. Sie hat von der Nachbarin einen ausgeschnittenen Zeitungsröman mitgenommen: „Schuld und Sühne“, Kriminalroman von H. Ebenstein. („Sie, Frau Galmair, dös is wirklich was Spannendes! Und wunderschön a'geschrieben. Direkt aus'm menschlichen Leb'n.“) Der Herr neben mir, Urlaubsreisender aus Sachsen („Geschädten Sie, Kiedigat!“), löst aus seinem illustrierten Blatt die Rebusse und den Rässelsprung. Er schreibt an den Rand alles, was er an Flüssen, Städten, Tieren, Feldherrn, Pflanzen herausknebelt, und denkt eben heftig über ein ausgestorbenes Tier nach, das zwei M hat.

Der junge Mann, der in dem Bestreben, seine Bügel falten zu können, seine Hosen bis dicht unters Knie hinaufgezogen hatte, und dem Blick ein paar bildschöne, lila Socken spendet, liest in der letzten Nummer der „Zeigen“, Blätter für galante Kunst: Eine Eisenbahngeschichte, in der ein junger Mann und eine junge, wahrhaftig hübsche Dame durch Zufall in ein Kupee kommen, bei Nacht, versteht sich. Der Jüngling bedauert bei sich, daß ihm der Zufall nie solche Chancen spendet. Er kommt immer in ein Kupee, wo ihm niemals junge Damen, oft aber angejahrte Registratorswitwen oder wenig pitante Viehhändler gegenüberstehen. Der Bubikopf blättert wieder im Gobineau. Wenn wenigstens ein Bild darin wäre!

Vom Schlafen.

Wenn gar nichts mehr hilft und die Fahrt kein Ende nehmen will, und der Magen kein belegtes Brot, und das Hirn keine Zeile mehr aufnehmen will, dann schläft man. Explanthaber haben's gut. Sie drücken sich, als ob sie die Erde durchdrücken wollten, in ihren Platz hinein und hängen den Mantel um den Kopf. Dann bilden sie sich ein, sie schlafen. Von fünf zu fünf Minuten lüftet die Hand den Mantel, die Augen gehen verstört im Abseil herum, und dann fällt die Hülle wieder über den Kopf. — Die an den Mittelplätzen sitzen, haben's schwerer. Sie lassen ihr Haupt hängen, so daß sich ein halbes Dutzend gestaffelte Kinn bilden, und stemmen die Füße gegen den gegenüberliegenden Sitzkörper. Der Bubikopf nicht rhythmisch im Räderrollen, und man wird in der Eisenbahn der alien Wahrheit aufs neue inne, daß nichts so sehr die Illusion eines vergeistigten Antlitzes stört, als wenn es sich im Zustand des Schlafes präsentiert. Selbst Gobineau kann das nicht mindern. Die Frau mit dem Zeitungsröman ist selig einschlummert. „Schuld und Sühne“ ist auf den Boden gerutscht, ein zufriedenes Schnarchen raselt leise aus dem vom Eigeln noch ein wenig gefärbten Mund. Auch dem Herrn aus Sachsen ist der Bleistift aus der rätselfönden Hand gesunken, er murmelt im Schlaf halblaut: „Magdeburg — Kamel — Wallenstein — Krotobil — Rattud ...“

Ja, man hat's nicht leicht, hinter den Sinn des Lebens zu kommen.

Sehnsucht nach der Kleinstadt.

Elegie einer Großstädterin.

Ich weiß — ich kenne sie alle, die Argumente gegen das Kleinstadtleben. Die Eintönigkeit, die Langeweile, die Beschränktheit, der Mangel an geistigen Anregungen — die öffentliche Aufsicht, unter der man steht, der Klatsch — ich weiß alles! Ich glaube es auch, muß es ja glauben, weil ich selbst noch keine Kleinstadt-Erfahrungen habe! Und dennoch: ich sehne mich von ganzem Herzen nach einer schönen, kleinen, stillen Stadt!

Nein, ich bin nicht undankbar, nicht einmal das! Ich kenne genau alle Vorzüge großstädtischen Lebens und Treibens! Freiheit, Unabhängigkeit, Untertauchen in der Masse, Abwechslung, Anregung, Fülle, Mannigfaltigkeit, Theater, Konzerte, Vorträge, Kultur des Geschmacks, neuestliche Einstellung auf der ganzen Linie — die Großzügigkeit der Verstehermittel, städtebauliche Schönheiten — ich leugne nichts, ich bekenne mich zu allem! Aber manchmal scheint mir, das diese unbegrenzten Möglichkeiten zu den eingebildeten Freuden des Lebens gehören — zu jenen, die in Wahrheit alles andere als Freuden sind! Mindestens aber ist es recht anstrengend, sie zu genießen, ihrer ständig teilhaft zu sein — wohl gemerkt, ständig, ob man will oder nicht!

Am meisten habe ich die Wege auf dem Strich, die endlosen Entfernungen, die wir immer wieder aus irgend einem Grund überwinden müssen — die toten Zeiten in den Straßenbahnen, den Autobussen, in denen man sich an fremde Menschen drängen muß, nur selten einen Sitzplatz findet und — nichts tun kann, nichts — nicht einmal ruhen! Diese Wege, die zwischen uns und unseren Freunden liegen — die so viel Kraft kosten, die so leicht trennend wirken, wo wir doch nahe sein und bleiben sollten! Und die Sonntage, die

freien Stunden, die Sommerabende — an denen man so sehr wünscht draußen zu sein, auf einer Wiese zu liegen, Grillen zirpen zu hören, in den klaren Sternenhimmel zu schauen — und an denen man dann höchstens durch ein paar laute Straßen bummelt, weiß das Andere ja doch zu weit ist — viel zu weit!

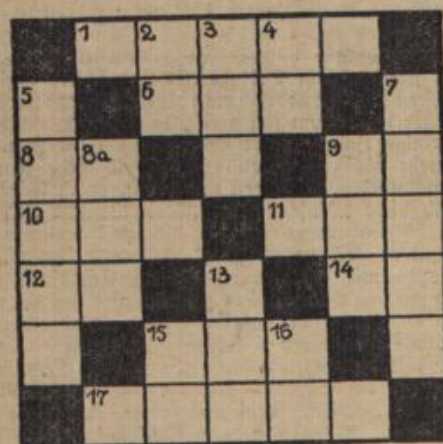
Dann: die Geschäfte, die immer wieder unsere Blicke auf sich ziehen, unsere Wünsche erregen, die künstlich Verlangen und Bedürfnis züchten, übersteigern. — Wünsche und Verlangen, die eigentlich garnicht die unseren sind, die nicht zwangsläufig aus unserem Wesen wachsen, die sie in uns hineinlegt — die große, wirre laute, überreiche Stadt!

Und der Lärm — der tolle, ununterbrochene, diese Geräusche, an die wir uns so sehr gewöhnt haben, daß wir nun vor der Stille erschrecken — daß wir sie fast fürchten! Sie, und uns. — Wir wissen nicht mehr mit uns allein zu sein, wir verlieren vollkommen, was doch erste Grundbedingung alles wahrhaft menschlichen Lebens ist!

Dazu kommen Verpflichtungen, oder vielmehr — unser Bahn, verpflichtet zu sein — zu diesem, zu jenem, zu allem! „Das muß man sehen, hören, lesen“ — sprechen die Menschen bei uns, so die Zeitungen, die Reklamen, Anzeigen — man muß, man muß! Und das läßt uns nicht los, bis wir den tausendfachen Rufen folgen. Man muß alles — und deshalb kommt man zu nichts!

Ungerecht? Blind? Einseitig? Vielleicht. Aber ich kann nicht anders! Ich lebe in der Großstadt, ich liebe sie, und vielleicht kann ich sie nicht einmal entbehren, weil ich heute schon unlöslich mit ihr verwachsen bin. Vielleicht ... Aber ich sehne mich nach der Kleinstadt, nach ihrem besinnlichen Zauber, nach ihrem Duft und ihrer Stille. Ich träume von ihr, ich werde nicht müde, Pläne zu schmieden: später, wenn ... Ja, wenn! Vielleicht kann man sich nur an eine unbekannte Geliebte so ganz verlieren, nur der Sehnsucht nach ihr sich so rückhaltslos hingeben! Gründe, Gegenstände — sie sagen mir nichts, sie ändern nicht das Geringste an meinen Gefühlen — ich kenne nicht ihren Namen, aber ich liebe sie, die stille Stadt meiner Träume, ihre niedrigen Häuser, ihre Gärten, ihre ruhigen Straßen, ihre gelassenen Menschen — ich weiß, es gibt viele ihrer Art, und ich bin glücklich, wenn ich denke, daß einmal eine von ihnen meine Heimat werden könnte!

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Apothekerprodukt. 6. Nicht alt. 8. Tierprodukt. 9. Verhältnismwort. 10. Bindewort. 11. Lebensende. 12. Hinweisendes Wort. 14. Doppelvokal. 15. Teil des Wagens. 17. Männlicher Vorname, — Senkrecht: 2. Präposition. 3. Dichterischer Ausdruck für ein Raubtier. 4. Filmstarnvorne. 5. Tierkrankheit. 7. Tierprodukt. 8a. Mädchennamen. 9. Amerikanischer Vorname. 13. Vorname eines beliebigen Filmkomikers. 15. In Verbindung mit 16 Senkrecht: Vortrag.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 217: Waagerecht: 1. Muhamed. 7. Notar. 9. Emir. 11. Stat. 13. Noon. 14. Tejo. 15. Ton. 17. Kar. 18. Ar. 19. Sir. 21. Sudan. 24. Not. 25. Da. 27. Kar. 29. Mob. 30. Chor. 32. Bart. 33. Sebe. 34. Vene. 35. Biber. 36. Westise. — Senkrecht: 2. Union. 3. Horn. 4. Mast. 5. Erker. 6. Berta. 8. Storm. 10. Moor. 12. Aiaz. 16. Sidon. 19. Sun. 20. Kat. 22. Vachs. 23. Nahe. 25. Dorn. 26. Abtei. 28. Robbe. 29. Maers. 31. Reis. 32. Blei.